

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 72=92 (1926)

Heft: 6

Artikel: Tapferkeit und Feigheit : Vortrag, gehalten vor den
Offiziersgesellschaften Bern, Aarau und St. Gallen im Februar 1926

Autor: Breitner, Burghard

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-5394>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Für die Ausbildung der Nachrichtenoffiziere selbst wird eine neue Regelung der Spezialkurse eintreten müssen, da die bisherige nicht befriedigt hat.

Ich komme zum Schlusse, indem ich einen *Vergleich* ziehe zwischen den Verhältnissen bei einer *Nachrichtenübung*, bei der *größeren Truppenübung* und im *Kriege*.

Der Krieg bringt ein Nachrichtenmittel, das wir im Frieden nicht kennen: den effektiven Gefechtslärm, der dem Führer vieles sagt, was ihm im Friedensmanöver fehlt. Doch wird dieser Umstand im Resultat des Nachrichtendienstes einigermaßen kompensiert, weil im Manöver die ausgesandten Aufklärungsorgane nicht abgeschossen werden und daher mehr sehen und melden als im Kriege. Andererseits ist der Verlauf der Manöver so rasch, daß die beste Nachrichtenorganisation nicht immer folgen kann. Der Krieg läßt sicher mehr Zeit für die Arbeit aller Nachrichtenorgane übrig, während infolge der Feuerwirkung die Beobachtung und Uebermittlung wesentlich gestört sein wird. Wenn wir im Manöver oft im Nachrichtendienst eine regelrechte Hetze erleben, so wollen wir uns darüber nicht aufregen oder resigniert behaupten, im Kriege gehe es dann besser. Die feindlichen Feuerstörungen werden von der vorhandenen Mehrzeit im Kampfe ein schönes Stück wegnehmen. Wir müssen uns im Manöver schon daran gewöhnen, rasch und gut zu organisieren. Nur eines dürfen wir uns nicht einbilden: daß wir im Manöver den Nachrichtendienst lernen, wenn wir ihn noch nicht kennen.

Zum Lernen braucht es Zeit, Zeit zu ruhiger Ueberlegung und Abklärung. Diese Gelegenheit liefert uns die kombinierte Nachrichtenübung auf der Karte und im Gelände. Das ist die Lehrzeit. Das so Gelernte dann anwenden, auf alle die zahlreichen Fälle, wo es effektiv anders geht als man glaubte, das geht dem Nachrichtenoffizier in der Truppenübung, im Manöver, ein — das Gesellenstück. — Dann kann der Nachrichtenoffizier im Kriege ein Meister werden, sofern ihn die feindlichen Granaten und das Lärmen der Flieger nicht hindern, überlegt vorausschauend und ruhig in allen Lagen seine Pflicht zu tun.

Tapferkeit und Feigheit.

Vortrag, gehalten vor den Offiziersgesellschaften von Bern, Aarau und St. Gallen im Februar 1926 von Dr. *Burghard Breitner*, Privatdozent an der Wiener Universitätsklinik.

Sie haben mir die Auszeichnung widerfahren lassen, mich zu einem Vortrag in Ihrer Mitte aufzufordern. Ich leiste Ihrer Einladung mit aufrichtiger Freude Folge. Denn so wenig ich mich berufen fühle, als Bürger eines entwaffneten und entehrten Staates vor Vertretern der freien Schweiz, vor Offizieren der eidgenössischen Armee zu sprechen, so tief fühle ich mich in einer Vergangenheit ver-

wurzelt, welche die Begriffe „Heimat“, „Mannesehre“, „Opferbereitschaft“ als erste auf ihren Fahnen trug. Ich nehme an, daß Sie, meine Herren, diese Vergangenheit gelten lassen, und dafür danke ich Ihnen aufrichtig und herzlich. Ich habe kein Urteil darüber, einen wie tiefen Blick Sie in die moralische Verkommenheit Mitteleuropas, oder vielleicht besser gesagt, der unterlegenen Zentralstaaten haben. Ich mußte diese geistige Verwüstung schon in Sibirien miterleben um sie nach meiner Rückkehr am eigenen Blute nochmals durchzumachen. Aber gerade dieses unauslöschbare Erlebnis hat alles, was ich von jeher über die vorliegenden Fragen gedacht habe, nur bestätigt und zu unzerstörbarem Besitz gemacht.

Als Gefangener des zaristischen Rußland, als Gefangener der „bourgeoisen“ Republik, als Gefangener der Soviet und schließlich als Gefangener der Japaner habe ich Prüfsteine genug gehabt für den Sinn der Geschichte, für ihre treibenden Kräfte, für ihre Marksteine und Wendepunkte, Prüfsteine genug auch für die Charakterologie des Menschen. Es gibt darin Erscheinungen, die uns begeistern, und es gibt Erscheinungen, die uns anekeln. Es gibt Grundphänomene, die alles, was mit ihnen in Berührung kommt, auf die Schultern nehmen und tragen, und es gibt andere, die alles mit sich herunterreißen.

Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß *Tapferkeit* oder *Feigheit* über das Bild eines Mannes entscheiden, mag er sonst noch so gute oder schlechte Charaktereigenschaften besitzen. Mut und Furcht gehen an den Urgrund der Dinge. Das Starke und Mächtige hat sich durch Tapferkeit durchgesetzt; das Feige und Furchtsame wurde ausgelöscht und zertreten. Vom Höhlenmenschen bis zum degenerierten Dandy unserer Zeit — letzten Endes hat Tapferkeit oder Feigheit über Weg und Ziel, über Zerfall und Erfolg, über Sieg oder Untergang entschieden. Man hat sich bemüht, im Laufe der vieltausendjährigen Geschichte über diese Urphänomene und ihre Auswirkungen allerlei Schleier zu breiten. Je mehr man es lernte, die Urinstinkte zu verhüllen, je mehr man es verstand, das Losbrechen dieser Instinkte und die Last ihrer Verantwortung auf andere Schultern abzuwälzen, um so verlogener wurde alles, was mit ihnen zusammenhängt. Ich will niemanden beleidigen, wenn ich sage, daß heute, im Zeitalter der Presse, im Zeitalter der größten Lüge und größten Sklaverei, daß heute die Begriffe „Tapferkeit“ und „Feigheit“ geradezu auf den Kopf gestellt worden sind.

Vielleicht ist es aus diesem Grunde angängig, daß man sich mit diesen Dingen etwas auseinandersetzt. Herr Dr. Bircher in Aarau und Herr Major Jakob in Bern haben mir dieses Thema vorgeschlagen und mich aufgefordert, über Tapferkeit und Feigheit zu Ihnen zu sprechen. Vielleicht kann ich das in einer Weise durchführen, daß Sie wenigstens keinen verlorenen Abend zu beklagen haben werden.

Meine Herren! Ich will Sie nicht mit philosophischen Spitzfindigkeiten belästigen, obwohl dieses Kapitel außerordentlich reich daran ist. Ich bin Chirurg und war lange Jahre meines Lebens Soldat; ich stehe dem Handgreiflichen nahe, ich hoffe, daß uns das bei der Besprechung des Themas von Nutzen sein wird.

Zwei Episoden waren es, die den Beginn des Weltkrieges für mich mit einer Eindeutigkeit bezeichneten, die nicht überboten werden kann. Als Arzt der 3. Kavalleriedivision der österreichischen Armee zugeteilt, kam ich bei dem ersten großen Aufklärungsgefecht in die Schwarmlinie der uns attachierten Infanterie. Ich sprang vom Pferd und warf mich zu Boden. Jetzt erst, neben den ersten Toten, begriff ich die unheimliche Musik der Infanteriegeschosse, die rings um uns einschlugen, und verstand den Begriff „Deckung“. Da kam der Sprung nach vorwärts. Und da sah ich, welcher Entschluß es ist, aus einer Position, die eben noch erträglich ist, aufzuspringen und gegen einen braunen Erdwall anzulaufen, von woher der unsichtbare Feind feuert. Diese Forderung bedeutet tatsächlich etwas Unerhörtes. Und nun kommt das Nieder, die Pause zum nächsten Sprung. In der Pause, bei vollem, klarem Bewußtsein, mußte ich mir sagen: von einer Massensuggestion, von irgendeiner landläufigen Erklärung, warum diese Menschen tatsächlich aufspringen und weiterlaufen, konnte keine Rede sein. Als ich etwa eine halbe Stunde später mich wieder zum Stab zurückgefunden hatte, kam ich in eine zweite Situation: Es war das Auffahren unserer reitenden Artillerie-Division¹⁾, die in Lagen feindlicher Treffer in Stellung ging. Das Pferd eines Batteriekommandanten wurde mitten entzwei gerissen, die Pferde anderer Batteriekommandanten und die halben Bespannungspferde wurden niedergeschossen. Die Geschütze sind mit den Armen, mit den Händen in Stellung gebracht worden und haben ruhig zu feuern begonnen. In diesen Stunden sah ich, daß das Leben nichts bedeuten kann gegenüber einer Pflicht; daß es einen innern Mechanismus gibt, der sich mit völliger Präzision abspielt, wenn die Bedingungen dafür gegeben sind. Fünf Wochen später kam ich beim Rückzug des 10. Korps nach Turobin in eine Panik, deren Art und Ausmaß mich entsetzten: Die zurückflutenden Korpstrains wurden in der Höhe von Chlaniow plötzlich von russischer Artillerie flankiert. Die Wirkung war eine unbeschreibliche. Mit einem Schlag fiel alle Haltung. Die Verbände lösten sich. Die Einteilungen waren aufgehoben. Man springt auf die Fouragewagen, auf die Fahrküchen, man schlägt das Gepäck herunter, man haut wie irrsinnig auf die Pferde ein, man zieht den Kopf in die Schultern, aus Zwang nach irgend einem Schutz. Es war ein grauenhafter Eindruck, das „Rette-sich-werkann“. Diese zwei Erlebnisse, zeitlich kurz hintereinander, zeigen die Phänomene der Tapferkeit und die Phänomene der Feigheit so eindeutig und klar, daß sie fast gegenständlich werden. Das Urteil ist

¹⁾ — „Abteilung“. — Red.

einfach: sie stehen sich wie Licht und Schatten gegenüber; das Massensuggestive in beiden, das absolut Mitreißende und die fanatisierende Wirkung, das Plötzliche und Selbstverständliche ihres Auftretens. Man könnte den Eindruck gewinnen, daß Tapferkeit und Feigheit reine Antithesen, reine Gegensätze seien.

Es ist nun ganz interessant, wenn man dann nach einiger Ueberlegung darauf kommt, daß sie keineswegs Gegensätze sind. Wenn man die Sprache befragt, sieht man, daß sie außerordentlich fein diesen ganzen Komplex der Begriffe umfaßt.

Furchtlosigkeit ist ein Zustand. Da ist gar nichts weiter behauptet; es ist von gar keiner bestimmten Sache die Rede. *Furchtlosigkeit* ist die Einstellung allen Erlebensmöglichkeiten gegenüber. *Mut*. Darin liegt eine geistige Spannung; wir wissen, da ist von irgend etwas die Rede, das uns gefährlich ist. *Tapferkeit* ist ein Werturteil über eine Handlung. Tapferkeit ist die unter irgendeinem Imperativ erfolgte Betätigung des Mutes; von woher der Befehl kommt, ist dabei nicht gesagt. Daß er aber wesentlich ist, geht aus einer Erscheinung hervor, die sehr oft mit Tapferkeit verwechselt wird: die „*Lust an der Gefahr*.“

Nehmen wir die drei Begriffe: „furchtlos“, „mutig“, „tapfer“, dann ist es sehr eindeutig, was eigentlich der springende Punkt darin ist: der *Einsatz*, d. h. wenn man sich banal ausdrückt: Beunruhigung, Störung des momentanen Wohlbefindens, Gefährdung des Lebens sind etwa die Grade, die den Einsatz kennzeichnen. Ein sehr tiefer Denker, Spinoza, sagt in seiner berühmten Ethik: „Ich werde den tapfer nennen, der ein Uebel gering schätzt, das ich hoch einzuschätzen pflege“, oder wenn wir den Begriff „Einsatz“ nehmen, der uns näher liegt: „Ich werde den tapfer nennen, der einen Einsatz gering schätzt, den ich hoch einzuschätzen pflege.“ Das ist aber durchaus falsch. Es kommt ja nicht darauf an, ob B gering einschätzt, was A tut, sondern es kommt darauf an, wie A einschätzt, was er selbst tut, darauf, daß A die Gefahr ebenso einschätzt wie B und sie doch in Kauf nimmt, mit andern Worten: die Kenntnis der Gefahr ist die Voraussetzung dessen, daß wir einen Menschen tapfer nennen. Eine Handlung, die in Unkenntnis der Gefahr geschieht, kann niemals tapfer genannt werden. Wenn ein Arzt zu Pestkranken geht, so kann er als tapfer bezeichnet werden; verunglückt aber jemand bei einer Bootsfahrt und hat die Kraft, ans Ufer zu schwimmen, so ist hierbei keine Rede von Tapferkeit. Ebenso sind da noch ganz andere primitive Dinge zu bedenken: Tapferkeit vor und ohne Zeugen. Sie werden mir zugeben, daß ein Mensch, der z. B. jahrelang nachts am Friedhof vorbeigehen muß und sich eines Abends sagt: „Jetzt gehe ich einmal durch den Friedhof; ich habe immer Angst, es ist mir unheimlich; nun gehe ich durch den Friedhof, damit ich diese Angst überwinde,“ daß der eine ganz andere Einschätzung erfährt als einer, der durch den Friedhof geht, weil er hundertmal verspottet worden

ist, oder weil er gewettet hat. Das sind zwei ganz verschiedene Dinge, trotzdem es dieselbe Handlung ist. Es ist wichtig, nach einem Zweck der ausgeführten Tat zu fragen. Ich kann mit einer mutigen Handlung etwas ganz Bestimmtes erreichen, oder das, was ich erreichen will, ist höchst unwahrscheinlich zu erreichen, oder ich will überhaupt nichts erreichen. Die Beispiele, die ich gebracht habe, sind aus der ersten Gruppe. Wenn etwas höchst unwahrscheinlich zu erreichen ist, bezeichnen wir die Handlung landläufig als „Tollkühnheit“. Das dritte endlich, daß überhaupt nichts zu erreichen ist, das ist, was ich früher die „Lust an der Gefahr“ nannte. Für junge Männer, die in einer gewissen Gefahrbereitschaft leben, ist das, was die Lust an der Gefahr bedeutet, eine recht wichtige Ueberlegung. Ich habe früher gesagt, der Einsatz macht es, der Einsatz, der mir zeigt, daß ich mein Leben hinzugeben bereit bin für das Leben eines andern, für die Bereicherung des menschlichen Wissens oder den Sieg einer Idee. Das ist Tapferkeit im klaren Sinne, das ist eine ethische Beurteilung. Ganz anders verhält es sich bei der „Lust an der Gefahr“.

Lust an der Gefahr ist eine Erscheinung an sich; sie hat nichts mit Abenteuerlust gemeinsam; denn sie will nach außen gar nichts erreichen. Im Frieden ist ihr Hauptgebiet der „Sport“. Viele von Ihnen werden das an sich selbst erfahren, daß beim Yachtsegeln der Kampf mit ungleichen und unregelmäßigen Böen unendlich interessanter und lustiger ist als eine Fahrt bei gleichmäßigem Winde; beim Autofahren, wenn es um Kopf und Hals geht, bei der Hochtouristik, wenn auf einen Berg ein Weg gesucht wird, der nur mit allen Gefahrsensationen gespickt ist. Das ist nichts anderes, als die Lust an der eigenen Gefährdung. Ein Wettkampf hat bei der Lust an der Gefahr nichts zu sagen. Der wirkliche Hochtourist wird sich gegen den Vergleich mit einem Wettkampf verwahren. Merkwürdig bei der Lust an der Gefahr ist, daß sie den stärksten Trieb, den Selbsterhaltungstrieb, als spielerischen Einsatz hat. Eine Aehnlichkeit mit dem Spieltrieb fällt auf. Swoboda sagt: „Was im Leben gemieden wird: Kampf, Aufregung, Gefühlsextreme, ängstliche Spannung, das wird im Spiel geflissentlich gesucht.“ In Goethe's Faust sagt der Kaiser: „Bei jedem Fest, wenn's noch so glänzend war, eins ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.“ Das ist ein so eigenartiger Zustand, der mit Tapferkeit und Mut, mit Furchtlosigkeit gar nichts zu tun hat. Wenn man es sich ein wenig journalistisch zurechtlegen will, kann man sagen: vielleicht ist diese Lust an der Gefahr der Ausdruck einer Spannung in vielen von uns, einer Spannung, die in unserem heutigen Alltag keine Lösung findet. Vielleicht zittert in unsern Nerven eine Erregung von Jahrtausenden her, eine Erregung aus der Zeit, da noch jede Stunde des Daseins im Kampf mit wilden Tieren ertrotzt werden mußte. Vielleicht wirkt diese Hochspannung Hunderter von Generationen noch in uns nach und sucht ihre Lösung im Außergewöhnlichen.

Noch etwas ist zu bedenken. Es gibt in der Geschichte genug Beispiele, daß eine fortgesetzte Bedrohung, das unausgesetzte Bedrohtwerden eines Einzelnen oder einer ganzen Menge, von unsern Nerven eine Widerstandskraft fordert, die wir nicht aufbringen können. Wir müssen wissen, ehe wir ein apodiktisches Urteil fällen, daß es eine physiologische Grenze der Tapferkeit gibt. Die Fälle sind selten, sie kommen eigentlich nur in Kriegszeiten zur Beobachtung, aber es gibt sie. Ganz etwas anderes ist der Begriff, den ich nur dem Worte nach streifen will: es ist der Begriff des „ruhmlosen Helden“. Dieses Wort „Held“ ist etwas außerordentlich Interessantes, denn es hat sehr verschiedene Farben. Wenn Sie sich an Ihre Jugend erinnern, werden Sie zugeben, daß man unter „Held“ einen Menschen verstanden hat, der durch eine tapfere Tat etwas Großes *erreicht* hat. Später, wenn man nüchterner wird, mehr erfährt, mehr sieht, erkennt man, daß mit dem Begriff „Held“ heute das Erreichen eines Zieles in gar keiner Weise verbunden ist. Wenn vor Jahrhunderten jeder waffenfähige Mensch ein Held geheißen wurde, so war das ein Standesbegriff; heute ist es etwas ganz anderes, heute wird damit ein Mensch bezeichnet, der mutig und tapfer eine Tat begeht, ganz ohne Rücksicht darauf, ob das erstrebte Ziel erreicht wird oder nicht.

Noch ein Kapitel gehört hieher, das ist die Frage der *Suggestion* beim Einzelnen und bei der Masse. Ich habe schon zu Anfang gesagt: leicht ist es mit der Massensuggestion nicht. Ein anderes: der *Fanatismus*, der als nationaler, als religiöser Fanatismus ungeheure Wellen menschlicher Geschichte aufwarf. Denken Sie an den Mohammedanismus. Es ist gar keine Frage, daß der Grund der Glorie des jungen Mohammedanismus Fanatismus war. Auch viele christliche Märtyrer mögen nur auf Grund des Vergeltungsglaubens so tapfer gewesen sein. Aber wie für manchen Mohammedaner ist auch für manchen christlichen Märtyrer der Grund seines Verhaltens die Ueberzeugung gewesen, daß der Kampf für Gott und seine heilige Lehre eine höchste Angelegenheit des Gewissens ist. Denken Sie an die Gestalt des Sokrates, einen Heroismus unbegreiflicher Art, und denken Sie an den uns geläufigern Jesus von Nazareth. Hier tritt der Begriff des Helden in die größte Erscheinung, von dem die Stoiker sagten, er werde der Gottheit ein Schauspiel.

Wenn wir uns die Feigheit in derselben Art klarlegen, so bekommen wir zunächst den Eindruck, daß Tapferkeit und Feigheit reine Gegensätze sind. Fragen wir wieder die Sprache. Furchtsamkeit ist ein Zustand, d. h. eine Einstellung jeder Form von Erlebnissen gegenüber. „Aengstlich“ — da ist schon eine Spannung darin, eine Art Richtung: ich bin ängstlich um etwas besorgt, da liegt schon der Begriff des Einsatzes. Und nun hören Sie unvoreingenommen das Wort Feigheit an, so liegt darin ein Werturteil über eine Leistung. Feigheit heißt, daß jemand eine Leistung, die von irgend woher gefordert wurde, nicht getan hat auf Grund eigener Einschätzung des Ein-

satzes, mit andern Worten: „Mir ist das, was ich da dransetzen müßte, wertvoller als alle Konsequenzen, die sich daraus ergeben, daß ich die Tat nicht tue.“ Nehmen wir die geläufigen Erscheinungsformen der Feigheit: Ein Mensch tritt eine Seereise nicht an aus Furcht vor der Seekrankheit oder vor Schiffbruch. Ein Mensch weigert sich, ein Automobil oder einen Aeroplan zu besteigen aus Furcht vor einem Unfall. Ein Mensch geht nicht durch das hohe Gras, weil er fürchtet, es könnten Schlangen darin sein. Das ist ein Verhalten, das wir als Feigheit hinstellen. Und doch müssen wir daran denken, daß es dabei physische und psychische, körperliche und seelische Momente gibt, die uns beim Urteil acht geben lassen müssen. Ein Mensch, der schlecht sieht, der nervöse Herzzustände hat; einer, der an Schwindelgefühlen leidet, wenn er irgendeine waghalsige Tat vollbringen soll, zu der Blicksicherheit nötig ist, bei dem muß man mit der Bezeichnung „Feigheit“ zurückhaltend sein. Es gibt auch seelische Gebundenheiten. Ich kenne Menschen, die im entscheidenden Augenblick absolut tapfer waren, die sich aber zu einem rein aus sportlicher Lust geforderten Unternehmen nicht hergaben, weil sie die Verpflichtung des Selbststerhaltens für ihre Eltern, ihre Geschwister, höher stellen mußten. Ich kenne einen Menschen, der sich im Krieg ungeheuer bewährt hat. Dieser Mensch hat es als Hochschüler glatt abgelehnt, eine sportliche Waghalsigkeit mitzumachen, und zwar weil er sich dazu zu alt fühlte. Wir haben gesagt: „Er ist ein feiger Kerl.“ Später, als es darauf angekommen ist, mit der Tapferkeit etwas zu erreichen, hat er seinen ganzen Mann gestellt.

Das Urteil „Feigheit“ ist nicht ohne weiteres aus der Handlung ableitbar. Die Motive einer Handlung müssen gewertet werden. Es ist bekannt, daß, um eine Masse tapfer zu machen, unter Umständen zu allen möglichen Mitteln gegriffen werden muß, dieses Ziel zu erreichen, und die Weltgeschichte ist überladen mit solchen Praktiken, die versucht worden sind, um in eine Masse Tapferkeit zu bringen. Hingegen braucht es absolut kein Mittel, um eine Masse feig zu machen. Die Panik hat ihren Vertrauten in jedem Herzschlag. Zur Panik braucht es keinen Befehl, keine Aufforderung; da genügt ein Blick, ein Zuruf. Aber trotzdem Terenz sagt, daß ein toter Soldat besser aussieht als ein lebendiger, der sich durch Flucht gerettet hat, und trotzdem dieser Ausspruch in zehntausend Kalendern und Soldatenfibeln hunderttausendmal wiederholt worden ist, trotzdem reckt sich im entscheidenden Moment eine Urkraft gegen alles Erlernte und alles Beigebrachte. Es ist doch ein kolossaler Gegensatz, daß man zu dem einen keinen Ansporn braucht und zum andern so ungeheure Mittel. Das zeigt, daß Tapferkeit und Feigheit nicht einfach dieselbe Sache sein können mit positivem und negativem Vorzeichen, sondern daß sie psychologisch oder physiologisch grundverschieden sind. Wir müssen uns aber fragen: ist denn Mut oder Furcht etwas, das von uns so abhängt, das jeder Mensch im gleichen Maße eigentlich mit hat,

oder ist vielleicht nur die Furcht dasjenige, was wir originär mit-
haben, eine automatische Reaktion, und der Mut vielleicht ein durch
Intellekt gelenkter Wille.

Der ersten Lebensäußerung eines Menschen kommt weder das
Prädikat tapfer, noch das Prädikat feig zu. Ein Kind, das nach der
Brust der Mutter greift, um zu saugen, oder das die Hand ausstreckt
nach dem Monde, ist darin weder kühn noch furchtsam. Wenn aber
ein Kind nach der Mutterbrust greift und sich dabei an einer Nadel
im Gewande sticht, oder wenn es nach der Lampe greift und sich da-
bei verbrennt, dann ist einmal eine schmerzhaft Hemmung einge-
treten in der Betätigung einer instinktiven Handlung, und jetzt ist
die Basis einer Erfahrung da. Das ist jetzt die erste Grundlage da-
für, daß man überhaupt von Tapferkeit oder Feigheit reden kann,
denn wir haben gesagt: Die Kenntnis der Gefahr ist die Grundlage
für Tapferkeit wie für Feigheit. Das *gebrannte* Kind fürchtet das
Feuer.

Bei der Furcht an sich könnte man das viel schwerer theoretisch
entwickeln. Aber etwas ist auffällig. Die Psychiater haben schon lange
festgestellt, daß die Erscheinung der Angst beim Gesunden und
Kranken immer mit der Atmung, mit dem Herzschlag in Beziehung
gebracht wird, also mit zwei Erscheinungen, die das Leben bedingen.
Darin liegt der Beweis, daß Angst an sich eine Reaktion auf die ernst-
liche Bedrohung des Lebens ist. Für Mut kennen wir einen solchen
Zusammenhang nicht.

Es wäre denkbar, daß jeder von uns ein Quantum Angst als pri-
mitiven Schutz mit sich herumträgt. Déroulède sagt in seinem
Kriegstagebuch: „Der Mut ist ein bestimmter Vorrat wie die Pa-
tronen.“

Es liegt ganz nahe, daß man diesem sehr oberflächlichen
Vergleich einen ähnlichen Vergleich anschließt: „Die Furcht ist eine
gewisse Fülle von seelischen Spannungen, die wir haben, die in uns
sind und die irgend einmal in Erscheinung treten wollen.“ Man kann
sie jahrelang bekämpfen, man kann sie immer wieder zurückdrängen
und ihrer Herr werden, einmal kommt ihre Stunde, und in dieser
Stunde machen sie sich über uns her, mit der elementaren Kraft aller
Urphänomene des Organismus. Es gibt zahllose Beobachtungen ver-
dienter Offiziere, die sich in allen Lagen bewährt hatten, die wieder-
holt wegen ihrer Haltung vor dem Feind ausgezeichnet wurden, und
von denen später manche an entsetzlichen Angstzuständen litten. Als
bekanntes typisches Beispiel nenne ich Marschall Ney, der den Bei-
namen „Tapferster der Tapfern“ trug.

Man hat den Eindruck, daß es ein gewisses Areal von Furcht
gibt, das jeder Mensch hat, und dieses Areal von Furcht wartet, bis
es ihn einmal packen kann. Diese Stunde erlebt vielleicht nicht jeder;
aber viele erleben sie, und das ist dann der Moment, wo wir willenlos

dieser Furcht unterworfen sind. Daraus geht hervor, daß die Furcht ein originäres Phänomen des menschlichen Lebewesens ist. Die ganze Geschichte der Menschheit in allen ihren politischen Unternehmungen, in allen ihren Bündnissen und Verträgen, die ganze Geschichte der Menschheit und die Geschichte jedes einzelnen vom nervösen Lidschlag an, diese ganze Geschichte ist nichts anderes als die Geschichte der Furcht. Das Areal der Mittel, deren sich Priester und Krieger bedient haben, ist unbegrenzt. Denken Sie an die Gorgo im Schilde der Pallas, an die mexikanischen Götterbilder, an die raffinierten Schilderungen der Qualen im Fegefeuer und in der Hölle — sie sind nichts anderes als die Ausnützung der Furcht, um irgend etwas mit den Menschen zu erzielen. Das haben die Krieger gemacht, um den Feind niederzuringen, sie haben Furcht hervorbringen wollen; das haben die Priester gemacht, um die Glaubensschwachen zu erziehen; sie haben in ihnen Furcht erweckt. Die Furcht hat ungeheure Kapitel menschlicher Geschichte geschrieben. Und wir müssen uns wahrhaft fragen, ob wir ohne weiteres behaupten können, die Furcht ist etwas ganz Gemeines und Niederträchtiges. In unserer Zeit, in der wir es erlebt haben, daß Tausende von Menschen aufgestanden sind gegen eine seit Jahrhunderten bestehende Ordnung und gesagt haben: „Alles, was ihr uns gelehrt, und alles, was ihr uns gepredigt habt, habt ihr nur getan, um uns zu beirren, um aus uns zu machen, was ihr wolltet.“ Und nun fragen wir uns: vielleicht hat dieser Pöbel recht, vielleicht ist die Furchtverbannung und die Qualifizierung des Mutes nur ein ungeheurer Trick von ein paar Menschen gewesen, die sich dachten: „Wenn ich die Tapferkeit als gute Eigenschaft hinstelle und die Feigheit als schlechte, dann gewinne ich für mich und um mich herum eine Schar, die mich emporhebt, die mir die Güter des Lebens sichert.“

Vielleicht ist das wirklich nur die freche Erfindung von ein paar Gauklern gewesen, und es wäre viel natürlicher, feig zu sein. Ich glaube, daß wir zu solchen Gedanken vor den Rebellionen, vor den Revolutionen gar nicht gekommen wären. Aber heute müssen wir auch diesem Gedanken nachgehen.

Wenn wir es uns überlegen, wie es mit der Furcht im Tierreich aussieht, so müssen wir zugeben, daß es Tiergattungen gibt, bei denen sicher der Fluchtreflex das erste ist. Beim Menschen haben wir gesehen, muß zuerst irgend einmal eine Gefahr kommen, um uns in einer bestimmten Richtung zu lenken. Aber im Tierreich gibt es auch Tapferkeit, die natürlich ist, z. B. die Tapferkeit des Männchens zur Brunstzeit und die Tapferkeit des Weibchens zur Zeit des Brut-schutzes. Auf den Hund, den Sie immer und immer wieder vom Hofe jagen, können Sie Steine werfen, er wird wieder kommen, wenn er weiß, daß eine läufige Hündin im Hofe ist. Oder eine Hündin, die sonst flieht, wenn Sie bloß in die Nähe gehen, sie fletscht Ihnen die Zähne entgegen, wenn Sie ihren Jungen etwas anhaben wollen. Wir

wollen diesen Vergleich nicht auf menschliche Verhältnisse ausdehnen, wenn sich auch Parallelen ziehen ließen, aber wir wollen folgendes feststellen: Der Lebensinstinkt, der reine Selbsterhaltungstrieb hat an sich keine Veranlassung, uns tapfer zu machen; wenn der Wille der Arterhaltung dazu kommt, so ist das etwas, wofür wir nichts können. Der Mensch aber hat diesen Lebenswillen, diesen Lebensinstinkt längst umgeformt zum Glückswillen. Der Glückswille ist etwas Spezifisch-Menschliches, er ist der Umbau, die Umformung des natürlichen und einfachen Lebenswillens. Dieser Glückswille ist die letzte Stufe, die Vorstufe des Willens zur Macht. Ich denke dabei nicht an einen staatlichen Willen zur Macht. Es ist ganz falsch, wenn man behauptet, daß der Glückswille den Machtwillen in sich schließt. Glück ist ein Erfahrungsurteil, der Begriff Macht kennt keine Erfahrung. Der Glückswille ist begrenzt, er ist wandelbar und teilbar. Der Machtwille ist unbegrenzt und Macht ist unteilbar. Dem Glückswillen bleibt immer noch die Oase des Kompromisses: irgendwie kommt man schon noch zu seinem Glück. Der Machtwille hat einen einzigen Weg, auf dem er besteht oder zerbricht. Der Glückswille ordnet sich dem Lebenswillen unter, der Machtwille nie, und sein höchstes Ziel ist noch dessen Beherrschung. Der Wille zum Glück drängt sich in die Träume des Machtwillens. Der erste Atemzug des Machtwillens aber ist die Macht über das Glück. Das ist, vom Einzelnen gesprochen, diese absolute Selbstzucht, dieses sich keinem irgendwie wohligen, sympathischen, lässigen, angenehmen Gefühl hinzugeben, sondern sich ganz in der Hand zu haben und unter allen Umständen das zu tun, was im nackten, kalten Willen liegt: das ist der Wille zur Macht. Wenn wir den Glückswillen nehmen, verstehen wir sofort die Furcht. Es ist ganz klar, daß dasselbe Erlebnis den einen in der Richtung feig macht, den andern gar nicht, und darum ist es verständlich, daß die Menschen Furcht zeigen können, sofern es sich um die Bedrohung ihres Glückes handelt; aber Mut, Tapferkeit und Furchtlosigkeit sind Dinge, die nur dem Machtwillen gleichgerichtet sind. Und jetzt verstehen wir, warum sie so selten sind. Ich glaube, daß der Glückswille, unter dessen Bann ich die Mehrzahl der Menschen sehe, ein Degenerationszeichen ist und daß die Menschheit, die nach meiner Vorstellung erstmals als Menschheit auf den Plan getreten ist, in dem Augenblick, da sie den Machtwillen in sich erkannt hat, daran ist, über den Glückswillen zum reinen Lebensinstinkt herabzusinken. Es ist aber möglich, daß die Alleinherrschaft des Machtwillens erst die Zukunft ist und daß diese ganz nationale und soziale Erhebung, daß die bolschewistischen Wogen, daß der Kampf um die Freiheit der Liebe, daß das alles die ersten Sturmsäulen sind, die endlich den Machtwillen zur Geltung bringen wollen, gegen einen faden und erbärmlichen Glückswillen. Diese zwei Möglichkeiten sind da. Eins aber ist sicher, daß nur diesem Machtwillen Mut und Tapferkeit gleichlaufend gerichtet sind. Es ist allerdings

fraglich, ob unsere Zeit zu dieser Wertung fähig ist. Die primitive Tapferkeit tritt deshalb in Erscheinung, weil durch die tapfere Tat dem Lebensinstinkt am besten gedient wird. Die Entwicklung dieser primitiven Tapferkeit bis zum furchtlosen Einsetzen des Lebens für eine Idee ist die *Kulturgeschichte der Menschheit*. Die absolute Todesbereitschaft des modernen Soldaten ist nach meinem Dafürhalten der Höhepunkt dieses Weges. Die Möglichkeit, daß sich solche Einstellung verkehrt bis zur sinnlosen Flucht, bis zur Panik im Krieg, dieses verfluchte „Rette-sich-wer-kann“ zeigt, welchen blutigen Weg die Menschheit in ihrer innern Geschichte eigentlich genommen hat. Es ist klar, daß unter dieser Erkenntnis seit Jahrtausenden alle erzieherischen Methoden versucht worden sind, um Tapferkeit und Mut zum Gemeingut der besten einer Nation zu machen. Die Mittel, die man angewendet hat, sind unübersehbar.

Von der Elefanten-Phalanx Hannibal's, die hinter den Fußtruppen nachrückte, um die Zurückweichenden zu zertreten, bis zu den Maschinengewehren hinter den russischen Sturmkolonnen vor Przemysl verläuft der Weg bekanntester Methoden. Aber auch alle andern Mittel: Fahnen, Musik, Schlachtrufe, haben ihre Wirksamkeit nach kurzer Zeit eingeübt. Es blieb gar nichts von der Fülle dieser Mittel. Härteste Bedrohung hat sich tausendmal als erfolglos erwiesen, Versprechungen, Hoffnung auf Belohnung haben nicht verfangen, religiöse Dogmen haben ihre Wirksamkeit verloren. Gefühle sind schwankend im einzelnen und im ganzen Volke. Es ist ein einziges von allen geblieben, ein einziges in den zehntausend Jahren Geschichte: die *Pflicht*. Ich habe mit Tausenden von Soldaten in der Gefangenschaft gesprochen, die mir ihre Erlebnisse bei dem und jenem Gefecht geschildert haben. Selbst der einfältigste tirolische Bauer, der wenig Veranlassung hat, über die Daseinsfragen nachzudenken, ist mit automatischer Sicherheit zur Ueberzeugung gekommen, daß es die Pflicht gewesen ist, die ihn geführt hat. Es scheint, daß im Augenblick des Bewußtwerdens der Pflicht selbst dem primitivsten Menschen ein Erlebnis wird, das als so über ihm stehend, so für ihn unerreichbar, so seinem Gesetze nicht mehr unterworfen anerkannt wird, daß dieses einzige entgegen allen sinnlichen Stimulanzien, die es gibt, noch standhält.

In der Zeit des Weltkrieges sind harte Jahre über die mitteleuropäischen Völker gegangen, aber in diesen Jahren ist ein Wort Bismarck's oft zu Fleisch und Blut geworden: „Das Pflichtbewußtsein des Soldaten, der sich einsam im Dunkeln totschießen läßt.“ Auf diesem Katafalk hat das Glück nicht Raum zum Epigramm. Dieses vergessene Grabkreuz trägt eine Schrift, der alles Herumphilosophieren zur Rune wird. Das Leben löst diese Fragen in stummem Entschluß. Wenn heute ein moderner Ethiker behauptet, daß der einsame Weg Nansen's zum Pol die Tapferkeit in ihrer höchsten Auswirkung darstellt, der gegenüber die Tapferkeit des Soldaten auf dem

Schlachtfeld gar nicht zu zählen ist, so ist diese Behauptung ebenso falsch wie die Worte Spinoza's. Wenn die Richtung der Gefahr und die Richtung des Willens dieselbe ist, ist von moralischer Tapferkeit keine Rede. Wenn sich aber in mir alles aufbäumt und dagegen sträubt, etwas zu tun, was das Leben kostet, und ich tu es dennoch und tue es deshalb, weil es meine Pflicht ist, es zu tun, dann ist es Heldenhaftigkeit im höchsten Sinne. Wie Bismarck gesagt hat: „Das Pflichtgefühl des Soldaten, der sich einsam im Dunkeln totschießen läßt.“ Das Ergebnis wäre also, daß es eine Tapferkeit gibt, eine Tat, die ganz frei ist vom Schielen nach Glück und nach Lust, die Tat aus Verpflichtung.

Welche philosophischen und religiösen Anschauungen wir immer haben, eine Tatsache gibt es, um die wir nicht herumkommen, und diese merkwürdige Realität ist der Staat. Der einzelne kann über den Staat, dem er angehört, denken was er will; er kann von der Staatsform, der er unterworfen ist, halten was er will; darüber, daß der Staat ein Vertrag mit Gegenseitigkeit ist, darüber kommt man mit keiner Sophisterei hinweg. Das war für mich in den Jahren der Gefangenschaft, als ich so ab und zu diese Probleme überdachte, wundersam zu erleben, daß ich von zwei Seiten als Ende einer Gedankenkette zu demselben gekommen bin, einmal die rein philosophische Ueberlegung, die zur Pflicht führt, und auf der andern Seite eine nüchterne Tatsächlichkeit, mit einer Hauptcharakteristik der Verpflichtung. Es ist klar, wie ungeheuer groß die Tragweite einer solchen Gedankenreihe in sozialer, ethischer und erzieherischer Hinsicht ist. Das auszuspinnen, hat keinen Zweck.

Ich glaube, daß es auch töricht wäre, den Zusammenhang dieser Gedankengänge mit den Fragen des Krieges aufzurühren, töricht selbst vor einem Auditorium von Offizieren. Aber ich habe in den letzten Jahren der Gefangenschaft den Bruderkrieg in Rußland in seiner ganzen Schauerlichkeit mitgemacht, und da erst ist es mir klar geworden, was für eine ungeheure Bedeutung dem Verpflichtungsgedanken zukommt. Als die Bolschewiken die erste große Truppenrevue abgehalten haben, wurden etwa 300 gefangene Offiziere der Zentralstaaten als Staffage befohlen. Als die Musik die Internationale zu spielen beginnt, sprengt ein Adjutant zu der Gruppe der Offiziere und verlangt die Abnahme der Mützen. Die Hälfte der Offiziere nimmt die Mützen ab. Ein neuer Befehl zur Abnahme der Mützen folgt unter Androhung strengster Strafe. Wieder nimmt ein Großteil die Mützen ab, noch immer behalten sie einige auf. Der Volkskommissär läßt erklären: Es wird jeder zweite Offizier erschossen, wenn nicht sofort alle die Mützen abnehmen. Jetzt fallen die Mützen herunter. Nur zwei oberösterreichische Fähnriche rühren sich nicht. Sie werden vor die Front herausgestellt. Sie antworten: „Diese Mütze trägt die Initialen unseres Kaisers, wir werden sie niemals für die Internationale abnehmen.“ „Dann werden Sie auf der Stelle er-

schossen!“ „Gut, dann werden wir niedergeschossen.“ In der nächsten Minute waren diese beiden tot.

Wenn Arnold von Winkelried sich den Speer in die Brust stößt und ruft: „Der Freiheit eine Gasse,“ so wird da wirklich etwas Reales erreicht, es ist eine ganz große reale Angelegenheit. Diese zwei sterben für nichts, und doch für etwas ebenso Unzerstörbares: für die geistige Geschichte der Menschheit, in der sie fortleben werden.

Als die weiße russische Armee noch einmal daran war, die Oberhand zu gewinnen, hat man den gefangenen Führer Admiral Koltshak vor ein Gericht der Volkskommissäre gestellt und zum Tode verurteilt. Am 7. Februar 1920 hat man ihn früh morgens in den Hof des Gefängnisses geführt. Er geht aufrecht in voller Gelassenheit, er ist ohne Fesseln. Als man ihn aufstellt, nimmt er eine Zigarette heraus, zündet sie an und raucht. Ein Volkskommissär befiehlt, zu schießen. Die Rotgardisten leisten dem Befehl keine Folge. Kein Schuß wird abgegeben. Da nimmt Koltshak die Zigarette, wirft sie weg und ruft: „Es scheint, daß ich auch da noch das Kommando übernehmen muß. Soldaten, wenn ihr nur einen Funken Pflichtgefühl in euch habt, so schießt.“ Auf sein Kommando wird die Salve abgegeben, die ihn tötet.

Dieses Niederbrechen der russischen Armee und dieses Niedersinken des russischen Bürgertums, dieses tatenlose, feige Zusammenbrechen vor einem kühnern und stärkern Willen, dieses Fallenlassen eines Verpflichtungsgefühls, weil keine Person da ist, die den Wechsel einer Jahrhunderte alten geistigen Kultur einlösen sollte, dieses Erlebnis hat mir gezeigt, welch' ungeheure Bedeutung der Tapferkeit, dem Mut, dem Verpflichtungsgedanken zukommt. Und es hat mir das Schauerliche gezeigt, ein memento, daß das, was dort geschehen ist, eigentlich das Bild, die Fratze unserer Zeit ist. Volkstum ist Verrat. Der Staatsgedanke? Blutszusammengehörigkeit? Spielereien für ein Narrenhaus! Geld!! Hinaufkommen!! Verpflichtungsgefühle? Ausgelöscht! Verantwortungsgefühle? Ausgelöscht! Das Meer einer dreckigen, plumphen Lebensmöglichkeit, das ist das Gesicht unserer Zeit. Wenn ich mir das klar mache, dann kommt mir der ganze Untergang Oesterreichs und Deutschlands gar nicht so als rein militärisches Ereignis vor. Da versagte kein General, da meuterte kein Irredent. Wenn der geistige Inhalt einer Epoche erschöpft ist, strecken die Divisionen die Waffen.

Meine Herren! Die Menschheit ist in den zehntausend Jahren Geschichte nicht edler, nicht besser, nicht reifer geworden. Mit Psalmen wird sie nicht gelenkt, wenn sie nicht irgendwie andere Zügel hat. Aber das Primat des Rechts gegen das Unrecht, die Ehre gegen die Würdelosigkeit, dieses Primat muß von den Menschen geschützt werden, die dafür noch irgendeinen Atemzug übrig haben. Ich bin überzeugt, daß die Menschheit solche Kräfte zu diesem Schutz noch hat und daß sie neu sich solche Kräfte wieder schaffen kann.

Es ist mir eine eindringliche und unvergeßliche Stunde, im Anblick einer solchen Kraft gesprochen zu haben.

Tagesfragen. — Actualités.

Gegenwärtig berät die Landesverteidigungskommission über die *Ausbildung der Offiziere*. Es herrscht die Auffassung vor, daß die *Zentralschule II* zur Ausbildung von Stabsoffizieren nicht mehr genüge, und daß durch andere *Einteilung* der gesetzlich gegebenen Ausbildungszeit bessere Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen werden sollten. In Frage kommt die Umwandlung der 3—4 Wochen als Bat.- oder Abt.-Kdt. in einen besonderen Instruktionskurs ähnlich der früheren Zentralschule IV; doch wurde diese Lösung als undurchführbar erachtet. Es dürfte interessant sein, diese Frage in der *Militärzeitung* erörtert zu sehen; dabei muß aber davon ausgegangen werden, daß *Gesetzesänderungen* bis auf Weiteres nicht erhältlich sein dürften.

* * *

Vor einigen Wochen ging folgende Notiz durch die Tagespresse: „*Japans Marine-Neubauten*. Die „Daily News“ lenken die Aufmerksamkeit auf die außerordentlich starke und raffinierte Ausgestaltung der von der japanischen Regierung soeben fertiggestellten vier neuen Kreuzer. Obwohl diese hinsichtlich der Tonnage innerhalb der vom Washingtoner Abkommen zugelassenen Grenzen stehen, stellen sie außerordentlich starke Kriegswaffen dar. Die Geschütze, mit denen die Kreuzer versehen sind, sollen der Schiffsartillerie der übrigen Nationen überlegen sein. Ausländische Marinesachverständige waren von der Leistungsfähigkeit der japanischen Kreuzer überrascht. Die Bauart wird von den Japanern streng geheim gehalten. Die von den andern Ländern gegenwärtig gebauten Kreuzer kommen viel teurer zu stehen, sie seien leichter verwundbar und bedeutend weniger leistungsfähig.“ —

Die Mitteilung ist außerordentlich typisch für das unvermeidliche Schicksal aller Rüstungsbeschränkungen: Die ganze menschliche Intelligenz wirft sich darauf, den Konkurrenten auch im Rahmen der aufgestellten künstlichen Regeln zu übertrumpfen!

(Redaktion.)

Vom Dank des Vaterlandes.

Von Oberleut. *Hans Berli*, Mitr. Kp. IV/68, Uetikon a./S.

Wenn ein Heer aus blutigem Kriege heimkehrt, die Fahnen zerfetzt, die Reihen gelichtet, die Leiber mit Narben und Wunden bedeckt, dann hat es höchstens seine Pflicht und Schuldigkeit getan,